

Sie haben keinen Wein mehr

Vermutlich kann jeder hier von Menschen berichten, die letztlich alle mit der gleichen Diagnose zu uns kommen: Kinder, die mit selbstverständlichem Vertrauen in die Liebe der Eltern ihren Lebensweg angetreten sind und enttäuscht und verletzt feststellen, dass die Liebe nicht gereicht hat oder Eltern, die die Entfremdung ihrer Kinder nicht verstehen können, für die sie doch alles gegeben, sich aufgeopfert haben oder Eheleute, die mit einem großen Fest ihre Liebe gefeiert haben und sich gar nicht vorstellen konnten, dass sie einmal erschöpft auf ihre aufgebrauchte Liebe schauen müssten, die nicht mehr zum Leben miteinander reicht. Und sie haben nichts mehr zuzusetzen.

Als ob das nur deren Erfahrung wäre!

Manchmal denke ich, dass es für diese Menschen noch tragischer kommen kann, nämlich dann, wenn sie zu uns kommen – endlich, um Hilfe zu erhalten – und dann dasselbe erkennen müssen: „Sie haben keinen Wein mehr.“

Wir versuchen dann aus leeren Krügen die letzten Tropfen herauszupressen, um uns schließlich selbst eingestehen zu müssen: „Wir haben keinen Wein mehr.“ Wir haben keine Freude mehr, nichts womit wir andere und uns selbst glücklich machen können: hilflose, ausgebrannte Helfer.

Wir haben nichts als leere Krüge.

Wieso nichts?! Sind unsere leeren Krüge etwa nichts, zu nichts gut?

Ist die Einsicht, nichts mehr zu haben, sich verausgabt zu haben, etwa nichts – nichts wert?

Wenn ich sage: „Ich habe mich verausgabt“, dann bin ich doch schon einmal so weit, dass ich die Schuld nicht bei anderen suche. Dann bin ich bei mir, dort wo die Ursache liegt.

Nicht die anderen haben mich ausgesaugt, sondern ich habe mein Letztes gegeben, wohlmeinend – vielleicht – wenn es das wenigstens wäre. Aber es bleibt die Feststellung: ich bin leer.

Ich habe eben bewusst gesagt: „Wohlmeinend – vielleicht.“

Eine aufschlussreiche Frage hat mir ein Therapeut gestellt. Als ich ihm sagte, dass ich Pastor sei und Rückenprobleme hätte, da war seine erste Frage: „Sind sie der Retter der Welt?“

Wie gerne wären wir das oft. Wir geben das zwar nicht zu. Wir glauben es auch gar nicht. Aber wir handeln so, als ob wir es wären.

Dabei müssten, dürften doch gerade wir als Christen wissen, dass wir das nicht sind, dass wir es nicht einmal sein müssen, weil das niemand von uns verlangt.

Wenn wir auf unsere leeren Krüge schauen und nach den Ursachen suchen, können sie uns von einer heilsamen Unglaubensspur auf eine wertvolle Glaubensspur führen.

Darum noch einmal: Leere Krüge, sind die etwas nichts?!

Ist das nichts, wenn wir einsehen, dass wir nur das weitergeben können, was wir empfangen haben und dass unsere Krüge keine unerschöpfliche Quelle sind?

Gut, dass wir da wenigstens noch die leeren Krüge haben, um sie mit dem Wasser der Sehnsucht und der Ohnmacht auffüllen zu können.

Und wie gut ist es, dass Gott sagt, dass diese Krüge mit Wasser die beste Voraussetzung sind, um damit etwas zu machen; dass das die besten Momente sind, um uns zu verwandeln.

In der Osternacht haben wir diese Erfahrung im feierlichen Osterlob die „glückliche Schuld“ genannt, weil sie einen großen Erlöser gefunden hat.

Vor dieser Einsicht bei unsselbst, vor dem Anerkennen unserer Ohnmacht konnte Jesus gar nichts anderes sagen als das, was er auch im Evangelium antwortet: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“

Doch jetzt, wo wir ihn an unsere Krüge heranlassen, kann er aus dem Wasser gegen den Durst Wein für das Leben machen.

Aber so weit muss es wohl oft erst kommen, bevor wir ihn für unser Leben ernst nehmen, bevor er uns geben kann, was wir selbst nicht haben und doch so dringend brauchen: Lebendiges Wasser von ihm, aus seiner Quelle und nicht aus unseren eigenen Wiederaufbereitungsanlagen.

Es gibt eine gute Erzählung von Menschen, die in der Wüste lebten, leben konnten, weil sie einen Brunnen hatten.

Als sie zu Wohlstand gekommen waren, bekamen sie aus einem fernen Wasserspeicher über Rohrleitungen frisches Wasser in jedes Haus. Sie brauchten den Brunnen nicht mehr und verschlossen ihn mit einem Deckel.

Dann gab es Krieg. Die Wasserleitungen wurden zerstört.

Was soll's, dachten sie.

Sie hatten ja den Brunnen. Nur gab es in dem Brunnen kein Wasser mehr.

Dafür gibt es eine ganz natürliche Erklärung: Brunnen, die nicht genutzt werden, aus denen kein Wasser geschöpft wird, versiegen mit der Zeit.

Gut dass die Quelle Gott nicht versiegt. Aber es ist oft ein langer, mühsamer Weg, bis wir wieder an diese Quelle gehen.

Am Anfang habe ich von der Erfahrung unserer Hilflosigkeit gesprochen, vom Verausgaben, vom Austrocknen.

Jetzt, an der Quelle Gottes, könnten wir wieder das Wasser, die Kraft finden, um zu helfen, um geben zu können, um nicht leer zu sein.

Was ist das wieder für ein beeindruckendes christliches Missverständnis dieses Evangeliums und ein Unterschätzen Gottes.

Dem Evangelium geht es gar nicht darum, dass wir wieder Wasser, wieder Kraft haben, um anderen helfen zu können. Dann hätte Jesus das Wasser auch mit einem ermutigenden Spruch segnen können.

Gott möchte, dass wir Wein haben, dass wir wieder Freude am Leben haben, an unserem Leben.

Mit dem Wunder bei der Hochzeit zu Kana beginnt Jesus im Johannesevangelium sein öffentliches Wirken und zeigt seine Botschaft für die Menschen: „Ich will, dass ihr das Leben habt und dass ihr es in Fülle habt.“

Wer in der Freude bleibt, kann teilen, der muss nicht alles hergeben um wichtig und wertvoll zu sein, der darf weitergeben, was er empfangen hat.

Das macht uns wertvoll.

Trauen wir uns einen Glauben zu, der aus der Freude heraus befreit; der zwar Durststrecken kennt, aber kein Austrocknen; der nicht an die Reserven geht, sondern an die Quelle?

Trauen wir uns im Vertrauen auf Gott, unsere Grenzen zu achten, damit er sie überschreiten kann?!